Morgen-Ausgabe
No. 181. — 55. Jahrgang.

Berliner Volks-Zeitung

Beiblatt
Freitag, 19. April 1907

Für den Monat Mai

werden Abonnements auf die **zweimal täglich** erscheinende **„Berliner Volks-Zeitung"** mit Illustriertem Sonntagsblatt, zum Preise von

75 Pfennig monatlich

morgens und abends frei ins Haus zugestellt,

entgegengenommen von der Vertriebsabteilung Jerusalemerstraße 46—49 und deren

Filialen:

S., Prinzenstraße 41
SO., Sorauerstraße 20
O., Petersburgerstraße 2
NO., Große Frankfurterstraße 33
NO., Ryhstraße 31
N., Schiffbauerdamm 1
N., Gerichtstraße 14
C. Königstraße 56/57
NW., Alt-Moabit 138
W., Potsdamerstraße 33
SW., Mittenwalderstraße 6.
Rixdorf, Prinz Handjerystraße 83/84. Fernspr. Nr 1008
Schöneberg, Feurigstraße 12
Charlottenburg, Kantstraße 34
Pankow, Berliner Straße 13B.

Fernsprecher Amt I, 10,131—10,148.

Außerhalb Berlins werden Abonnements zum Preise von 80 Pfg. bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches entgegengenommen.

Eine Reihe interessanter, aktueller Bilder, belehrende Artikel aus allen Gebieten des praktischen Lebens, sowie Modebilder, kurze Erzählungen, Humoristika 2c. bringt wieder die Gratisbeilage **Illustriertes Sonntagsblatt.**

Im Roman-Feuilleton erscheint augenblicklich

Das Perlenhalsband von **Burton E. Stevenson**

dessen bis zum 1. Mai erschienener Teil allen neu hinzutretenden Abonnenten gegen Einsendung der Abonnementsquittung kostenlos nachgeliefert wird.

Mit diesem bis zum Schlusse hochdramatischen Detektiv-Roman ist Stevenson in die vorderste Reihe der Kriminal-Romanschriftsteller getreten. Es ist eine Geschichte im Sherlock Holmes-Genre, die, meisterlich durchgeführt, zu den besten gehört, was auf diesem Gebiete geschrieben worden ist.

Brieselang und Bütenheide.

Um diese schöne Waldwanderung zu machen, fahren wir mit dem Vorortzuge der Hamburger Bahn vom Lehrter Bahnhof (wer die Stadtbahn benutzt, muß in Spandau umsteigen), nach Station Finkenkrug. Von hier gehen wir in 50 Minuten zum alten Finkenkrug, und zwar erst nordöstlich auf der Chaussee durch den Wald bis zur Kolonie Falkenhain, dann links auf gewöhnlichem Landwege immer durch den schönen Wald an der Försterei vorbei nach dem Finkenkrug. Nun entweder in einer kleinen Stunde nordwestlich im Bogen auf der von Falkenhagen kommenden Chaussee um den Brieselang herum nach Vorwerk und Remontedepot Brieselang; oder, was schöner ist, wir gehen auf Gestell K links in den Wald hinein, in dem sich das erste Frühlingsleben zeigt, bis zum Längsgestell O, und auf diesem wandern wir rechts zur Chaussee und zum Vorwerk.

Wir überschreiten nun auf der Chaussee den „Großen Graben" und folgen ihr bei der Gabelung rechts durch die Bütenheide (hier stand die 800 Jahre alte „Königseiche", die jetzt beseitigt ist) in einer Stunde nach dem stattlichen Dorfe Pausin, das eine, allerdings zeitlich recht ungünstig liegende Kleinbahnverbindung mit Nauen und Velten hat. Von hier folgen wir in südöstlicher Richtung der Spandauer Chaussee, die bald wieder den Wald und zwar die Wansdorfer Unterheide erreicht. Die nach Wansdorf führenden Wege lassen wir links liegen; nach einer guten Stunde schlagen wir halbrechts (in südlicher Richtung) den Fahrweg ein, der uns durch die Schönwalder Forst wieder in einer Stunde, zuletzt durch eine schmale Wiesenniederung und über den „Großen Graben" nach dem einsamen Forsthause Damsbrück bringt. Eine Chaussee führt in einer Stunde durch die Falkenhagener Bauernheide nach dem Dorfe Falkenhagen und durch dieses und das dahinter liegende Dorf Seegefeld in einer halben Stunde zum Bahnhof Seegefeld, von wo wir mit dem Vorortzuge nach Berlin zurückkehren.

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhaus.

46. Sitzung vom 18. April.

(Schluß.)

Abg. **Fischbeck** (freis. Vp.): Wir halten nach wie vor die Erhebung von Schiffahrtsabgaben für unvereinbar mit dem Artikel 54. Trotz aller spitzfindigen Auslegungen sind wir der Ansicht, **daß nur** für größere Anlagen die Erhebung besonderer Gebühren nach der Reichsverfassung zulässig ist. Wenn man den Ausdruck „besondere Anstalten" anders auslegt, kommt man zu dem Resultat, daß es natürliche Flüsse in Deutschland überhaupt nicht mehr gebe. (Sehr gut! links.) Der Minister hat gesagt, Preußen sei auch auf diesem Gebiet großzügig. Ich habe davon noch nichts gesehen. Ist denn die Regierung etwa planmäßig vorgegangen? Ganz im Gegenteil! Sie ist ja erst durch einen Antrag aus dem Hause auf diesen Gedanken gekommen. (Sehr wahr! links.) Um die Reichsgesetzgebung hat man sich nicht sonderlich gekümmert. Zuerst hat man mit den Einzelregierungen Sonderabkommen schließen wollen. Als die Regierungen dann nicht so willig darauf eingingen, arbeitete man mit Versprechungen auf der einen und Drohungen auf der anderen Seite. Daß die anderen Staaten unsere Auffassung teilen, zeigt die Rede des Prinzen Ludwig von Bayern und des badischen Verkehrsministers. Moralische Eroberungen kann die preußische Regierung mit ihrem Vorgehen nicht machen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß das Reichsjustizamt in einem Gutachten erklärt hat, der § 19 des Kanalgesetzes verstoße gegen die Reichsverfassung. Herrn v. Pappenheim erwidere ich, daß man den § 19 in das Kanalgesetz hineingeschrieben hat nicht im Interesse des Verkehrs, sondern um den Verkehr zu erschweren. Die „Kreuzzeitung" hat es ganz offen ausgesprochen, die Schiffahrtsabgaben sollten das Schutzzollsystem aufrecht erhalten. Bei der Einigung Deutschlands sind alle Binnenzölle und Abgaben beseitigt. Wir danken Gott dafür und wollen es so lassen. (Beifall links.)

Abg. **Herold** (Ctr.): Es sind viele Millionen für die Verbesserung der natürlichen Wasserstraßen zinslos hingegeben. Wir sind also nicht verkehrsfeindlich. Herrn Fischbeck erwidere ich, daß der Satz von 0,04 Mark pro Tonnenkilometer keine schutzzöllnerische Wirkung ausüben kann. (Beifall im Zentrum.)

Abg. **Dr. Krause**-Königsberg (natl.): Ich gebe meiner Freude über die Erklärung, die der Minister am Schluß seiner Rede abgegeben hat, Ausdruck. Ich kann mir nicht denken, daß das Gutachten des Reichsjustizamtes sich so äußert, wie der Abg. Fischbeck angegeben hat. Da die Schiffahrtsabgaben keinen fiskalischen Charakter tragen sollen, werden sie sicher zur Verbesserung der Wasserstraßen führen. Ich bin Realpolitiker und Optimist, während Herr Fischbeck Pessimist ist. Ich bin überzeugt, daß wir ohne Erhebung von Schiffahrtsabgaben in absehbarer Zeit nicht zu großen Verbesserungen unserer natürlichen Wasserstraßen kommen werden. Wir stehen in unserer Wasserstraßenpolitik erst am Anfang der Entwickelung. Wir werden dafür eintreten, daß der Verkehr auf den Strömen, besonders auch im Osten, wenn nötig durch Staatsmittel gefördert wird. (Beifall bei den Nationalliberalen.)

Abg. **Brömel** (freis. Vg.): Die heutige Erklärung des Ministers steht im Widerspruch zu der bisherigen Haltung der preußischen Regierung, Professor Laband hat mit Recht betont, daß die bisherige Haltung ein Rückfall in den Partikularismus und die Selbstherrlichkeit der Einzelstaaten sei. Es ist nicht zweifelhaft, daß die Abschaffung der Schiffahrtsabgaben einst vor allem erfolgte, um moralische Eroberungen in Süddeutschland zu machen. Der Satz von 0,04 Mark pro Tonnenkilometer wird zu einer ganz erheblichen Belastung des Verkehrs führen. (Beifall links.)

Abg. **Vorster** (freis.): Die Zustimmung des Abg. Brömel wird die Staatsregierung wohl niemals finden. (Sehr richtig! rechts.) Von einer Wiederherstellung der alten Rheingölle ist keine Rede. In einer in Mannheim abgehaltenen Protestversammlung gegen die Einführung von Schiffahrtsabgaben hat Professor Gothein gemeint, die Schiffahrt auf dem Rhein werde durch Abgaben behindert. Davon kann doch aber gar nicht gesprochen werden angesichts der kleinen Gebühren, die geplant sind.

Minister **Breitenbach**: Der § 19 ist in das Kanalgesetz aufgenommen und damit ist die Sache für Preußen erledigt. (Zustimmung rechts, Unruhe links.) Wie die Sache im Reiche erledigt wird, zu erwägen, wird meine Sache sein. In der Frage, die hier zur Beratung steht, sind sich die Gelehrten durchaus nicht einig; ich halte deshalb die Bestimmungen der Reichsverfassung für interpretierungsbedürftig.

Abg. **v. Pappenheim** (kons.) verwahrt sich gegen den Vorwurf, antidiluvianische Zustände herbeiführen zu wollen.

Damit schließt die Beratung. Die weitere Beratung des Bauetats wird auf Freitag 11 Uhr vertagt.

Schluß 3¾ Uhr.

Stadtverordneten-Versammlung.

Oeffentliche Sitzung vom 18. April.

Der Vorsteher Dr. **Langerhans** eröffnet die Sitzung um 5½ Uhr.

Der Ausschuß zur Vorbereitung der Vorlage betreffend die Neuregelung der Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse der Assistenzärzte an den städtischen Krankenhäusern hat sich konstituiert und zu seinem Vorsitzenden den Stadtv. Dr. Langerhans, zum Stellvertreter den Stadtv. Dr. Landau gewählt.

Auf der Tagesordnung steht zunächst der Bericht des Stadtv. **Spendig** (A. L.) über die Magistratsvorlage betreffend die Enteignung eines Teiles des

Inselspeichergrundstückes.

Am Ausschuß ist man der Meinung gewesen, daß gegenwärtig eigentlich kein rechter Grund zu dieser Vorlage vorliege, nachdem die Versammlung vor kaum 1½ Jahren den Erwerb des Grundstückes mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt habe. Der Verkehr in der Inselstraße sei nicht so sehr gewaltig, und die Inselbrücke sei auch nicht so baufällig, um den sofortigen Abriß und Neubau der Brücke zu rechtfertigen. Der Ausschuß empfiehlt daher die Ablehnung der Vorlage.

Stadtrat **Rast**: Daß wir den Inselspeicher haben müssen, ist von keiner Seite bestritten worden, es handelt sich nur darum, ob es vorteilhafter ist, den Speicher jetzt anzukaufen oder damit noch zu warten. Die Annahme der Magistratsvorlage sei dringend zu empfehlen, denn später würden die Ankaufsbedingungen eher noch ungünstiger sein als jetzt. Die neue Uferstraße werde jetzt schon an der Waisenbrücke in Angriff genommen. Die unhaltbaren Zustände an der Fischerbrücke müßten aber gründlich verbessert werden, und zwar bald, sonst müßten noch ganz unnötigerweise Reparaturkosten für die alte Fischerbrücke hinausgeworfen werden.

Stadtv. **Jden** (a. L.) widerspricht den Ausführungen des Magistratsvertreters und tritt für den Ausschußantrag ein.

Das Perlenhalsband.

Roman

10) von [Nachdruck verboten.]

Burton E. Stevenson.

Auf eine Andeutung hin hatte mich der Portier unterrichtet, daß die beiden, die ich an jenem Abend beim Verlassen des Aufzuges erblickt hatte, meine Nachbarn seien, Herr und Frau Tremaine. Sie wohnten in den Zimmern gerade gegenüber von den meinigen über dem Gange drüben; ich hatte natürlich gedacht, daß ich ihnen öfter begegnen würde; aber schon waren drei Tage vorübergegangen, ohne daß ich sie gesehen hatte; die Stunden, um welche sie ausgingen und nach Hause zurückkehrten, schienen ganz andere zu sein als die meinigen.

Ich war daher nicht in der besten Laune, als ich so in meinem Zimmer saß, den Rauchringen nachstarrte und mich fragte, was für eine unglückselige Idee mich hierher gebracht hatte. Nicht, daß die Wohnung nicht komfortabel genug gewesen wäre, aber ich fühlte eine unbestimmte Unruhe, ich war in gedrückter Stimmung und fühlte mich nicht zu Hause wie früher bei Frau Frisch. Ueber das Drama konnte ich hier nichts mehr entdecken; vor meiner Ankunft hatte man natürlich alles weggenommen, was irgendwie einen Anhaltspunkt hätte ergeben können; es war Unsinn, anzunehmen —

Ich hörte plötzlich, wie eine Türe aufgerissen wurde; ein Schrei, schrill, voller Schrecken —

Selten hat mich etwas so aus meiner Ruhe geriffen wie diese Stimme. In einem Augenblick war ich auf dem Gange. Ein rotes Licht fiel aus der halbgeöffneten Tür der gegenüberliegenden Wohnung, gegen das sich die Gestalt einer Frau abhob, die wortlos die Hände rang . . .

Ich sprang hinein, riß die brennenden Vorhänge herunter und warf sie auf den Gang, wo Higgins, der atemlos die Treppe heraufgestürzt kam, die Flammen vollends austrat. Das Zimmer war angefüllt mit Rauch, aber es war klar, daß das Feuer sich nicht weiterhin ausgedehnt hatte. Ich öffnete das Fenster, und der Rauch zog hinaus.

„Das war ein Glück!" rief Higgins an der Tür. „Herrgott! Ich zittere noch ganz. Ich dachte, es sei noch ein Mord!"

Ich mußte lachen, ich sah, wie er nach Luft schnappte.

„Sie denken an nichts mehr als an Mord," sagte ich. „Ich hoffe, es wird keiner mehr im „Marathon" begangen werden."

„Ich auch," pflichtete er mir bei. Er las die Ueberbleibsel von den Vorhängen zusammen und schickte sich an, wegzugehen.

„Ah, bone dié!" rief Frau Tremaine in einem merkwürdigen, aber reizend klingenden Sprachenmischmasch. „Was für ein Glück! Was für ein glücklicher Zufall, daß Sie in Ihrem Zimmer gewesen sind, missié!"

Sie schauderte nervös an der frischen Luft, die vom Fenster hereinströmte, schloß das Fenster und schwebte in die Mitte des Zimmers, wo sie vom Lichte voll getroffen wurde. Neulich hatte sie in ihrem eleganten Rock nach der New-Yorker Mode reizend ausgesehen; jetzt aber strahlte sie in einem Kostüm, dessen Pracht gerade ihrer Schönheit zu entsprechen schien. In diesem Augenblick verwirrte mich dasselbe völlig, aber später, als ich ruhiger geworden, konnte ich es analysieren, den tiefroten Rock, das gestickte Hemd mit seinen feinen Spitzen, das unter der durchbrochenen seidenen Bluse schimmerte, die weiche, weiße Federboa, die sich an ihre herrlichen Schultern schmiegte, die goldene Halskette, die Spangen an ihren schöngerundeten Armen und all die anderen Schmuckstücke, die sie trug. Der Anblick Higgins, der immer noch die verführerische Gestalt mit offenem Munde anstarrte, brachte mich wieder zur Vernunft.

„Ich bin glücklich, hier gewesen zu sein, um Ihnen helfen zu können, gnädige Frau," sagte ich, und wendete mich der Tür zu.

„Aber Sie werden nicht gehen," protestierte sie. „Missié Tremaine wird in einem Moment hier sein. Er wird glücklich sein, Ihnen zu danken."

Sie begleitete ihre Worte mit einem Lächeln, dem ich nicht widerstehen konnte. Ich stotterte etwas und ging nicht weiter. . . .

Higgins stand immer noch auf dem Gange und blickte herein. Frau Tremaine kam elastischen Schrittes auf die Tür zu und schloß sie ruhig ab, ohne ihn zu beachten.

In diesem Augenblick rieselte mir ein Schauer über den Rücken, als wäre ich plötzlich zu einem wilden Tier eingesperrt worden, ein Schauer, der gleichzeitig ein entzückendes Gefühl in mir hervorrief. Ich will hier gleich hinzufügen, daß das Gefühl, welches Cecile (dies war, wie ich später erfuhr, ihr Name) in mir erregte, nicht im entferntesten Bewunderung im gewöhnlichen Sinne des Wortes war, sondern eher eine übermächtige Art von Hypnose, wie man sie manchmal empfindet, wenn man eine prächtige Tigerin in ihrem Käfig auf- und abgehen sieht — übrigens das Gefühl, welches sie, wie ich glaube, den meisten Männern, auch Tremaine selbst, einflößte.

Sie lächelte mich wieder an, als sie an mir vorbeirauschte, um sich in ein Fauteuil sinken zu lassen, der in einer Ecke stand.

„Nehmen Sie Platz, Missié," sagte sie und deutete auf einen Stuhl in ihrer Nähe. „Ich war sehr einsam; ich war überdrüssig, nur mit mir selbst zu sprechen."

Ich kann ihre sanfte, etwas fehlerhafte Ausdrucksweise gar nicht wiedergeben; jeder Versuch, ihre eigentümliche Aussprache anzudeuten, würde nur einen falschen Begriff davon erzeugen; ich werde es deshalb auch unterlassen. Am Anfang störte mich dieselbe sowie ihre häufig eingestreuten Brocken von Kreolenfranzösisch gelegentlich. Aber bald verstand ich ihre Sprache vollständig.

„So ging es auch mir," erwiderte ich, und mußte über ihre naive Ausdrucksweise lächeln. „Ich hatte auch das Bedürfnis, mich mit jemand zu unterhalten. Sind Sie schon lange in New-York?"

„Noch nicht einen Monat, Missié; ich bin nicht gern hier, es ist zu kalt — zu grau.

„Sie sind in einer schlechten Jahreszeit hierhergekommen," bemerkte ich, erstaunt über die etwas kindliche Begründung ihrer traurigen Stimmung. „Warten Sie bis zum Juni — dann werden Sie sehen!"

„Juni! Oh, wir wollen nicht so lange bleiben — ich wenigstens. Ich habe einen Monat länger zu bleiben versprochen, aber länger als das — impossible!"

Sie streckte den Arm aus und nahm eine Zigarette aus einer Dose, die auf einem Tischchen neben ihrem Polster lag.

„So haben die Vorhänge Feuer gefangen," lachte sie, lehnte sich zurück und nach einem oder zwei Zügen warf sie das brennende Zündholz über ihre weiße Schulter. „Puff! — und sie standen ganz in Flammen. Einen Moment vorher wollte ich Aufregung haben — irgend eine Aufregung —, aber das plötzliche Aufflammen machte mir Schrecken — ich rannte hinaus — schrie um Hilfe — und (sie schloß mit einer reizenden kleinen Grimasse) störte Sie im Rauchen. Versuchen Sie eine von diesen!"

Es ging mir wie den kleinen Kindern mit dem Feuer: ich konnte ihr nicht widerstehen, nahm eine Zigarette und zündete sie an . . .

„In Fond-Corré hatte ich viel zu tun," fuhr sie mit einem kleinen Seufzer fort. „Hier habe ich nichts als rauchen, rauchen . . ."

„Fond-Corré?" fragte ich.

„Ja, bei St. Pierre," erklärte sie, lehnte sich wieder in ihre Polster zurück und schloß bei der Erinnerung entzückt die Augen. „Dort war unser Haus — ich sehe es wieder, in der Kakaopflanzung bis zum grauen Sand hinab, wo die Wogen so hübsch daran nagen. Tambou! Oh, wie ich mich danach sehne!" Hierbei streckte sie mit dem Ausdruck tiefster Sehnsucht ihre Arme über dem Kopfe aus.

Als ich sie so sah, war ich nahe daran, zu glauben, daß alles nur ein Traum, daß ich in meinem Stuhle eingeschlafen und ins Land Harun al Raschids versetzt sei. Ich hatte nie ein Weib wie sie gesehen — so voll Farbe, voll Leidenschaft. . . .

Ein Schlüssel rasselte im Schloß, die Tür ging auf, und ein Mann trat ein. Es war ganz im Einklang mit meinem Traume — der wütende Gatte mit geschwungenem Dolche — sogar in New-York war diese Lage nicht ganz angenehm, trotzdem ich bis zu diesem Augenblick nicht daran gedacht hatte.

Jetzt, sagte ich mir, Stillette und Pistolen! Du bist in einer unangenehmen Lage, mein Lieber!

Bevor ich noch aufstehen konnte, war Cecile von ihrem Polster aufgesprungen und hatte ihm ihre Arme um den Hals geschlungen.

„Oh, comment ou yé, doudoux?" fragte sie in schlechtem Französisch, aber mit einer Stimme, wie — nun, ich habe nie etwas gehört, mit dem ich sie vergleichen könnte.

„Tout douce, ché-et ou?" antwortete er und küßte sie; dann erst, wie es schien, bemerkte er mich, obwohl es mir etwas zweifelhaft vorkam. „Guten Abend, mein Herr!" sagte er; er hielt immer noch den Arm um seine Frau und starrte mich so scharf an, daß ich mich selbst nicht ganz in Sicherheit wähnte und es vermied, ihn anzublicken, als hätte ich mir wirklich etwas zuschulden kommen lassen.

(Fortsetzung folgt.)